

---

# Mittelschichthaushalte in gemischten Quartieren und ihr Umgang mit Diversität

# 6

Sabine Weck und Heike Hanhörster

Ein wesentlicher Schwerpunkt der Stadtentwicklungsprogramme zahlreicher europäischer Länder liegt auf der Förderung residenzieller Mischung in innerstädtischen Quartieren (Münch, 2010). Diesem Politikansatz liegt die Annahme zugrunde, dass die Präsenz von Mittelschichthaushalten in Stadterneuerungsquartieren auf unterschiedlichen Ebenen stabilisierende Wirkung entfaltet: durch ein positiveres Stadtteilimage, eine stärkere politische Repräsentation von Quartiersinteressen im gesamtstädtischen Kontext, wie auch durch verbesserte Infrastruktur und Angebotsstrukturen, weil Mittelschichthaushalte in der Regel über hohes ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital verfügen. Implizit liegt diesem Politikansatz auch die Annahme zugrunde, dass die räumliche Nähe zwischen Gruppen mit verschiedenem sozio-ökonomischem oder ethnischem Hintergrund soziales Lernen und Kontakte zwischen diesen fördere und darüber auch Toleranz, gegenseitiges Verständnis und sozialer Zusammenhalt in der städtischen Gesellschaft gestärkt werde. Erhofft wird, dass insbesondere benachteiligte Haushalte von der räumlichen Nähe zu Haushalten mit höherer sozialer Lage profitieren. Die Diskussion um sozial gemischte Quartiere hat in den letzten Jahren zusätzliche Impulse erhalten, weil innerstädtische Quartiere für Mittelschichthaushalte – in Abhängigkeit von deren Lebensstil und Werteorientierungen – als Wohnstandort zunehmend attraktiv geworden sind (Buzar u. a., 2007; Andreotti u. a., 2013). Allerdings geht mit den erwünschten (selektiven) Aufwertungsprozessen von innerstädtischen Großstadtquartieren in Städten mit angespanntem Wohnungsmarkt

auch die Gefahr der Verdrängung von einkommensschwächeren Gruppen einher (Holm, 2012), und in diesem „Kampf um Raum“ wird vermehrt der Ruf nach politischer Steuerung im Sinne eines Schutzes der alteingesessenen Bevölkerungsgruppen laut.

Vor diesem Hintergrund ist sowohl in der wissenschaftlichen Debatte, als auch in der politisch-planerischen Praxis das Interesse an der Rolle von Mittelschichthaushalten in innerstädtischen Restrukturierungs- und Aufwertungsprozessen gestiegen. Wir beschäftigen uns im Folgenden mit einem Teilaspekt der Wirkungen von sozialer Mischung, nämlich der Frage, inwiefern es in sozial gemischten Gebieten tatsächlich zur sozialen Interaktion zwischen Mittelschichthaushalten und ressourcenschwächeren Haushalten kommt. In bisherigen empirischen Studien, insbesondere aus den Niederlanden und Großbritannien, wird überwiegend von Grenzziehungen und sozialen Schließungen der Mittelschicht – auf der Ebene von sozialen Netzwerken, auf institutioneller wie auch symbolischer Ebene – im Umgang mit Diversität im Quartier berichtet (Butler, 2003; Pinkster u. a., 2014).

Unsere Studie fokussiert in Hannover auf zwei aneinandergrenzende innerstädtische, ehemals benachteiligte Quartiere, in die in den letzten Jahren verstärkt deutsche Mittelschichthaushalte zugezogen sind. Aus stadtentwicklungspolitischer Perspektive interessierten uns insbesondere die potenziellen Orte und Gelegenheiten für gruppenübergreifende Kontakte zwischen ressourcenstärkeren und ressourcenschwächeren Haushalten. Die wichtigsten Fragen, die unserer Studie zugrunde liegen, sind: Inwieweit sind die Befunde aus den Niederlanden und Großbritannien zu den Grenzziehungen der Mittelschicht auf den deutschen Kontext übertragbar? Wie lassen sich diejenigen Mittelschichthaushalte charakterisieren, die gruppenübergreifende soziale oder ethnische Kontakte aufweisen, im Vergleich zu denen, die keine entsprechenden Kontakte aufweisen? Mit Bezug auf Orte und Institutionen im Stadtteil: Was ermöglicht und fördert Kontakte und Begegnungen zwischen Haushalten unterschiedlicher sozialer Lage in sozial gemischten Quartieren?

---

## **Empirische Ergebnisse aus der Mittelschichts- und Gentrifizierungsforschung**

Die Rolle der Mittelschicht in städtischen Restrukturierungsprozessen wird in den letzten Jahren nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Politik ambivalent diskutiert. Während einerseits mit dem Zuzug ressourcenstarker Haushalte in vormals benachteiligte Quartiere eine stabilisierende Wirkung (durch ökonomische, soziale oder symbolische Effekte) erhofft wird, werden andererseits auch die

damit einhergehenden Risiken der Verdrängung kritisch diskutiert. Durch einen verstärkten Zuzug von Mittelschichthaushalten verändern sich das Preisgefüge auf dem Wohnungsmarkt und die Bezahlbarkeit von Wohnraum in innerstädtischen Lagen, in deren preisgünstigen Wohnungsmarktsegmenten vormals auch einkommensschwächere Haushalte Wohnraum fanden. Dies hat Wirkungen auf die soziale Struktur in den Quartieren und zieht in Städten mit angespanntem Wohnungsmarkt oftmals die Verdrängung von alteingesessenen Bewohnergruppen nach sich. Aber nicht nur im Zugang zu Wohnraum können Alteingesessene durch den starken Zuzug von einkommensstärkeren Gruppen marginalisiert werden. Infrastrukturen im Quartier und die Nutzung des öffentlichen Raums ändern sich. Alltagspraktiken von alteingesessenen Bevölkerungsgruppen können im Laufe des Aufwertungsprozesses durch die Praktiken der Neuzugezogenen als unerwünschtes Verhalten stigmatisiert werden, und die neuen Nutzungen und Infrastrukturen können das Quartier für die Alteingesessenen zunehmend „entfremden“ (Tissot, 2011; Marcuse, 1986; Friedrichs, 2000).

Nach Jane Jacobs (1961) oder Richard Sennett (2008) bildet das Mosaik aus unterschiedlichen sozialen Gruppen und Strukturen an einem Ort immer auch die Grundlage für Kreativität, Interaktion und Innovation. Eine heterogene Umgebung fördert soziale Interaktion und eine lebendige Nachbarschaft (Jacobs, 1961). Nach der „Kontakthypothese“ von Allport (1954) kann die räumliche Nähe der unterschiedlichen sozialen Welten positives Lernen und die gegenseitige Toleranz unter bestimmten Voraussetzungen fördern. Dem steht die so genannte Konflikthypothese gegenüber, nach der Konflikte gerade aus der (erzwungenen) räumlichen Nähe von sozialen Gruppen entstehen, die sich kulturell wie sozial fremd sind. Aus einer räumlichen Annäherung erwachse somit keine soziale Nähe: [...] nichts ist unerträglicher als die als Promiskuität empfundene physische Nähe sozial fernstehender Personen“ (Bourdieu, 1998:24). Auf Grund der sozialen Distanz zwischen den unterschiedlichen sozialen Gruppen bleiben Kontakte somit ohne Folgen, das heißt, es ergibt sich keine soziale Interaktion.

Empirische Ergebnisse aus der Mittelschichts- und Gentrifizierungsforschung zeigen bislang, dass sich neu hinzuziehende ressourcenstarke Mittelschichthaushalte deutlich von den alteingesessenen oftmals einkommensschwachen Bevölkerungsgruppen abgrenzen. Atkinson und Kintrea (2000) belegen für den britischen Kontext, dass Mittelschichthaushalte, die in benachteiligten Stadtteilen wohnen, häufig geringe emotionale Verbundenheit und soziale Verankerung vor Ort zeigen. Die Haushalte verbleiben im benachteiligten Quartier, weil sie in der Lage sind, sich erfolgreich von lokalen Problemlagen und „Problemgruppen“ zu distanzieren (siehe dazu auch Butler/Robson, 2003; Atkinson, 2006; Pinkster u. a., 2014). Im Kontext der Gentrifizierungsforschung verweist auch Holm (2012:674) bezüg-

lich der Mittelschichthaushalte auf die „Schließungspraktiken der Aufwertungsmilieus“. Die bisherigen Befunde deuten somit darauf hin, dass aus dem Zuzug von Mittelschichthaushalten in sozial gemischte Quartiere wenig Potenzial (Netzwerke, soziales Kapital, soziales Lernen) für ressourcenschwächere Haushalte entsteht, wenn sich Mittelschichthaushalte – räumlich oder diskursiv – überwiegend von ihrer unmittelbaren Wohnumgebung abgrenzen. Insbesondere ressourcenstärkere Haushalte können ihren Alltag zudem auch außerhalb des nahen räumlichen Wohnumfelds gestalten und agieren in überörtlichen Aktionsradien (Savage u. a., 2005). Sind die entsprechenden Infrastrukturen vor Ort (beispielsweise Schulen oder Kindertageseinrichtungen) nicht von ausreichender Qualität und verfügen die neu zuziehenden Haushalte über das entsprechende soziale, kulturelle und ökonomische Kapital, umgehen diese Haushalte die ansässigen Infrastruktureinrichtungen am Wohnort.

Auch wenn die bisherigen Befunde auf geringen Ressourcentransfer zwischen ressourcenstärkeren und ressourcenschwächeren Haushalten hindeuten, bleibt dennoch eine Forschungslücke festzuhalten: Binnendifferenzierungen bzw. Typisierungen von Mittelschichthaushalten auf Grundlage charakteristischer Alltagspraktiken und Routinen im Quartier sind bislang nur in Ansätzen entwickelt (Brown-Saracino, 2009; Blokland/van Eijk, 2010; Pinkster, 2014). Es gibt aber *die eine* Mittelschicht in Quartieren ebenso wenig, wie es *das eine* sozial gemischte Quartier gibt. Die interessante Frage lautet somit: Gibt es auch Mittelschichthaushalte, die Kontakte und Ressourcentransfer zu Personen anderer sozialer Lage im sozial gemischten Gebiet aufweisen, und was charakterisiert sie?

Eine wichtige Voraussetzung auf der individuellen Ebene für Intergruppenkontakte ist eine offene Haltung, eine „attitude of openness, curiosity and self-awareness“ (Smets/Kreuk, 2008). Abgesehen von individuellen Eigenschaften, die soziale Kontakte zwischen sozial unterschiedlichen Gruppen fördern können, verweist die Literatur auch auf die Rolle von bestimmten Orten im Stadtteil für soziale Interaktionen. Oldenburg und Brisset (1982: 275) betonen die Bedeutung der “third places” als „common meeting ground for people with diverse backgrounds and experiences“. Diese Orte von besonderer Bedeutung können öffentliche Plätze sein, kleine Geschäfte, Cafés oder andere öffentliche Kristallisationsorte regelmäßiger, informeller Kontakte. Valentine (2008) weist auf die Bedeutung der alltäglichen räumlichen Praktiken und „meaningful contacts“ im öffentlichen Raum für soziale Interaktionen hin. Bislang werden die Beziehungen zwischen „Haushalten unterschiedlicher sozialer Lage“ insbesondere über die Analyse der sozialen Netzwerke erforscht. Weniger erforscht ist die Bedeutung von flüchtigen Kontakten für gruppenübergreifende Kontakte. Solche flüchtigen Kontakte können sich in stabile Netzwerkkontakte entwickeln, wenn sie sich – wie beispielsweise beim Ab-

holen der Kinder von der Kindertageseinrichtung – kontinuierlich wiederholen. Unterschiedliche Studien verweisen auf die sozialen Lerneffekte insbesondere bei häufigen und wiederholten Kontakten (Clayton, 2009; Valentine, 2008). Für Familienhaushalte bilden Kindertagesstätten oder Schulen einen bedeutenden Bezugsrahmen für wiederholte Begegnungen, die sich auch zu sozialen Netzwerkkontakten weiterentwickeln können (Small, 2009). Zur Beantwortung unserer Forschungsfragen richten wir daher den Fokus auch auf diese teils öffentlichen, teils halböffentlichen Infrastrukturen im Stadtteil, um zu erkunden, inwieweit durch Begegnungen, Alltagskontakte und Routinen soziale Interaktion zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen gefördert oder begrenzt wird.

---

## **Untersuchungsgebiet und Methodik**

Unsere empirischen Ergebnisse beruhen auf einer explorativen Studie mit Familienhaushalten und einer Auswertung ihrer sozialen Netzwerke und Alltagspraktiken im Quartier. Das Sample der Befragten ist homogen in Bezug auf die soziale Stellung der Befragten und ihre Position im Lebenszyklus, da wir gezielt nur Familienhaushalte aus der Mittelschicht befragten (N = 19). Ein hoher Bildungsgrad (Hochschulabschluss), war unser zentraler Indikator für einen Mittelschichtstatus (Ley, 1996:88; Blokland/van Eijk, 2012:307), von dem wir in wenigen Fällen abweichen (z. B. selbständige Tätigkeit im Kunst- oder Medienbereich ohne Hochschulabschluss). Wir interviewten diejenige erwachsene Person im Haushalt, die nach eigener Angabe maßgeblich den Familienalltag organisierte. Dies war überwiegend die Mutter, in vier Fällen aber auch der Vater. Kontakte mit Familienhaushalten wurden über Kindertagesstätten, lokale Initiativen, Besuche auf Spielplätzen und die persönlichen Netzwerke von Kontaktpersonen hergestellt.

Unsere Forschung konzentriert sich auf Familienhaushalte aus zwei Gründen. Zum einen, weil Haushalte mit Kindern in der Regel das unmittelbare Wohnumfeld und die Infrastruktur im Stadtteil in ihren täglichen Routinen und Aktivitäten stärker nutzen, und damit potenziell häufiger Begegnungen mit „anderen“ Haushalten in der Nachbarschaft (Goodsell, 2013:848) ausgesetzt sind. Und zweitens, weil Eltern bewusster die Merkmale des unmittelbaren Wohnumfeldes reflektieren (Boterman, 2013) und sich gerade Mittelschicht-Eltern sehr genau mit der Wahl von Kinderbetreuungseinrichtungen und Schulen sowie der Nutzung des öffentlichen Raums (Spielplätze, Parks, öffentliche Plätze) auseinandersetzen. Die Analyse der Prozesse und Muster hinter diesen Entscheidungen bietet, wie andere Forschungen aufgezeigt haben (Ball u. a., 2004), wertvolle Einblicke in die Entstehung von sozialen Spaltungen und die Möglichkeiten, diesen entgegenzuwirken.

Die semi-strukturierten Interviews enthielten qualitative, offene Fragen zu den Motiven für die Wohnstandortwahl und zur Wahrnehmung des Quartiers. Wir erhoben die Alltagspraktiken, Interaktionen und Routinen im Quartier über standardisierte Abfragen zur Nutzung der Infrastruktur und zu den Aktivitäten im Quartier und denjenigen außerhalb. Wir verwendeten Namensgeneratoren, um die sozialen Netzwerke der Befragten zu qualifizieren (zur Methodik siehe Hennig, 2008). Die Netzwerkabfrage enthielt acht verschiedene Fragen zu Formen der emotionalen und funktionalen Unterstützung durch den Befragten in den verschiedensten Bereichen, z. B. bei der Kinderbetreuung, der Unterstützung von Nachbarn oder der Unterstützung am Arbeitsplatz.

Unsere Untersuchungsgebiete Linden-Nord und Nordstadt sind sozial und ethnisch heterogene Stadtteile in der Stadt Hannover. Sie liegen nordwestlich der Innenstadt, grenzen aneinander an und wurden in ihrer städtebaulichen Struktur maßgeblich in der Zeit der Industrialisierung geprägt. In beiden Stadtteilen wurden in früheren Jahrzehnten Stadterneuerungsmaßnahmen durchgeführt und bis in die 1980er Jahre hinein galten sie in unterschiedlichem Maße als „Problemquartiere“, teils auf Grund (städte-)baulicher Mängel, teils auf Grund sozialstruktureller Merkmale (vgl. May, 2005). Durch den preisgünstigen Wohnungsmarkt in beiden Stadtteilen siedelten sich hier seit den 1960er Jahren viele (Gastarbeiter-)Migranten an. Die Nordstadt, mit ihrer Nähe zur Leibniz Universität Hannover, ist traditionell ein beliebtes Wohnquartier für Studierende; Linden-Nord ist bzw. war ein klassischer Arbeiterstadtteil. Seit einigen Jahren sind die beiden aneinander grenzenden Quartiere von dem verstärkten Zuzug der Mittelschichthaushalte gekennzeichnet. Im lokalen Diskurs wird von einer zunehmenden Gentrifizierung der Stadtteile gesprochen. Die verfügbaren kleinräumigen Strukturdaten können diesen Prozess nur bedingt wiedergeben, doch zeigen die Daten im Zeitverlauf von 2007 bis 2013 einen im Vergleich zur Gesamtstadt überdurchschnittlich hohen Rückgang an ärmeren Bevölkerungsgruppen, gemessen am Indikator der Transferleistungen zur Sicherung des Lebensunterhaltes. Zudem zeigt sich ein überdurchschnittlich hoher Rückgang an Türkeistämmigen ohne deutschen Pass, die insbesondere in Linden-Nord aber noch immer die größte Bevölkerungsgruppe mit Migrationshintergrund bildet.

**Tabelle 1** Ausgewählte Strukturdaten im Zeitvergleich

		Menschen mit Migrationshinter- grund, Anteil in % an Bevölkerung	Türkeistämmige Ausländer, Anteil in % an Bevölkerung	Empfänger von Transferleistungen, Anteil in % an Bevölkerung
Nordstadt	2007	30,5	6,4	19,3
	2014	31,9	5,4	18,2
Linden-Nord	2007	29,1	10,4	22,1
	2014	27,1	7,5	20,2
Hannover gesamt	2007	23,9	3,7	15,5
	2014	27,0	3,2	15,2

Quelle: Strukturdaten der Stadtteile und Stadtbezirke, Landeshauptstadt Hannover. Anmerkung: Als Personen mit Migrationshintergrund werden von der Landeshauptstadt Hannover alle Personen gezählt, die keine deutsche Staatsangehörigkeit oder neben der deutschen noch eine weitere Staatsangehörigkeit besitzen. Der tatsächliche Anteil der Personen mit Migrationshintergrund (nach der Definition des Mikrozensus) liegt somit höher.

Aufgrund der auch im Vergleich zur Gesamtstadt strukturell ähnlichen Ausgangsbedingungen fassen wir die Ergebnisse der Interviews in beiden Quartieren im Folgenden zusammen.

---

## Ergebnisse

Die Ergebnisse unserer explorativen Studie bestätigen zum Teil die Befunde anderer Studien zur Grenzziehung von ressourcenstärkeren Haushalten in sozial gemischten Gebieten. Es zeigen sich aber auch interessante Unterschiede zwischen den befragten Haushalten mit Blick auf die soziale Annäherung oder den sozialen Abstand zu sozialen Gruppen mit anderem sozio-ökonomischen oder ethnischen Hintergrund. Wir analysieren im Folgenden (basierend auf der Auswertung der offenen, qualitativen Interviewanteile) die Wahrnehmung des Quartiers und seiner spezifischen Vorteile und Nachteile und gehen auf die Bewertung und Wahl von Schulen und Kindertageseinrichtungen aus Perspektive der befragten Familienhaushalte ein, da diese eine besondere Relevanz für soziale Interaktionen im Quartier haben. Im Anschluss daran, und basierend auf der Auswertung der Netzwerkkontakte, analysieren wir die unterschiedlichen Ausprägungen von gruppenübergreifenden Netzwerkkontakten. Auf der Basis dieser Ergebnisse unterschei-

den wir als kontrastierende Pole zwei Gruppen, die wir als „Urbanitätssucher“ und als „Diversitätssucher“ bezeichnen und in ihren Charakteristika definieren.

### ***Wohnstandortentscheidung und Wahrnehmung sozialer Diversität***

Durchgängig wird von den befragten Haushalten die zentrale Lage und die gute Anbindung des innerstädtisch gelegenen Stadtteils sowie die Vielfältigkeit der Infrastruktur im Quartier (gute Einkaufsmöglichkeiten, kulturelles Angebot und Gastronomie, etc.) als positiv hervorgehoben. Die Befragten schätzen die lebendige, offene und tolerante Atmosphäre im Quartier. Die Interviewzitate verdeutlichen dies (die Namen aller Interviewpartnerinnen und Interviewpartner wurden anonymisiert):

„Ich finde, das ist sehr stark Kultur hier. Das man sich grüßt, das man sich kennt.“ (Karola) / „Es ist etwas Positives, weil viele Menschen sich ja hier in dem Stadtteil untereinander kennen“ (Margret) / [Es gibt] „auf der Straße immer eine ganz positive Atmosphäre“ (Elisabeth). „Also ich wollte immer in einem Stadtteil wohnen, wo man einfach so sein darf, wie man ist, ohne dass man das Gefühl hat, man ist auffällig für irgendwen. Ich möchte einfach einen toleranten Stadtteil.“ (Karola)

Die Lebendigkeit und Offenheit des Stadtteils – typisch urbane Charakteristika – werden von den Befragten teils explizit in Kontrast gesetzt zum suburbanen „Vorstadtleben“. In den Antworten auf die Fragen zur Wohnstandortentscheidung und den besonderen Charakteristika des Quartiers werden aber auch Unterschiede zwischen den Befragten deutlich. Die soziale und ethnische Diversität wird von den Befragten sehr unterschiedlich wahrgenommen.

So schätzen die einen das Quartier nicht nur für die Freiheit, „das eigene Leben zu leben“, sondern auch dafür dass andere Lebensstile akzeptiert werden und auch sozialen Außenseitern Akzeptanz entgegengebracht wird.

„Jemand der eine Schraube locker hat, wird einfach in Ruhe gelassen. Und man sieht hier viele Spinner rumlaufen, alles kein Problem, die werden nicht eingeliefert, die werden in Ruhe gelassen. Das ist hier wie ein Biotop auch für Freaks. Also dass das überhaupt möglich ist, es ist liberal, würde ich sagen, und das ist typisch für Linden.“ (Markus)

„[...] und das ist, finde ich, schon interessant, dass die Punks und die Penner hier auch einen Teil des Straßenbildes prägen. Und das finde ich auch gut, ich finde das

gut, dass die da sind, dass man die auch sieht, weil die gehören genauso dazu [...]“  
(Susanne)

Eine andere Gruppe der Befragten unterscheidet dagegen räumlich selektiv zwischen den „guten“ und „schlechten“ Ecken des Stadtteils, die wiederum mit der Präsenz bestimmter sozialer Gruppen verbunden werden.

„Diese Seite ist definitiv die schönere Seite vom E-Damm [markante Straße im Stadtteil, SW/HH], also hier stehen diese alten, die wesentlich schöneren Häuser.“  
(Ines)

„Was mich im Moment sehr stark beschäftigt [...] also am Freitag um drei hole ich ungern mein Kind vom Kindergarten ab, weil da ist praktisch die Zeit nach dem Freitagsgebet und hier gehen nur Männer lang aus den Moscheen und ich habe damit einfach ein Problem.“ (Dagmar)

„Und an der Limmerstraße gibt es auch Einzelne, die da mit viel Alkoholkonsum sitzen, die ich auch als unangenehm empfinde. Die dann auch teilweise Leute anpöbeln oder so, das kommt durchaus auch vor.“ (Laura)

Wir haben die Einschätzungen zur Diversität im Quartier in den Interviews nicht direkt abgefragt, sondern entsprechende Hinweise durch Fragen nach den Motiven der Wohnstandortentscheidungen und den besonderen Charakteristika des Quartiers gewonnen. Deutlich wird, dass ein Teil der Befragten die Diversität im Stadtteil als Teil der Urbanität wertschätzt und dies ein Grund ist, warum sie gerade in Linden-Nord oder der Nordstadt wohnen und in keinem anderen Stadtteil, während eine andere Gruppe der Befragten diese Diversität kritischer sieht. Diese Gruppe betont andere urbane Wohnstandortvorteile, wie die Zentralität, die gute ÖPNV-Anbindung, gute Einkaufsmöglichkeiten, große Wohnungen, oder die Qualität der (Kinder)betreuung und kommentiert die soziale Diversität im Stadtteil auf die Frage nach den besonderen Charakteristika des Stadtteils nicht oder eher negativ.

### ***Einschätzung sozialer und ethnischer Diversität in Schulen und Kindertageseinrichtungen***

Heterogenität wird dann problematisch, wenn sie die eigene Lebensvorstellung oder die Lebensperspektive der Kinder (z. B. den Lernprozess der Kinder) bedroht. Die unmittelbare räumliche Nähe zu Gruppen, zu denen eine hohe kulturelle und

soziale Distanz besteht, geht mit Distanzierung und Grenzziehung einher. „Das Urbanitätsmodell von Simmel [...] beruht auf wechselseitiger Gleichgültigkeit als Grundlage eines konfliktfreien Zusammenlebens von heterogenen Bevölkerungsgruppen auf engem Raum und im individuellen Rückzug in die Nichtbeachtung und die Anonymität. Wenn man sich aber nicht ausweichen kann, dann kann die Heterogenität zum Problem werden. Nicht ausweichen können die Kinder, wenn sie zur Schule gehen – und damit auch nicht die Eltern, die sich um die gemeinsamen Angelegenheiten der Kinder kümmern.“ (Häußermann u. a., 2008:197).

Auch Forschungen aus den Niederlanden verweisen darauf, dass das Abgrenzungsbedürfnis bei Eltern mit Kindern besonders ausgeprägt ist (Boterman, 2013). Trotzdem wird der innerstädtische Standort auf Grund der guten Erreichbarkeit und Lage, der vielfältigen Infrastrukturangebote und anderer Wohnstandortpräferenzen bewusst gewählt. Die Ergebnisse aus unserem Sample zeigen, wie wichtig den Eltern dabei die Wahl der „richtigen“ Kita und der „richtigen“ Schule für den Lernerfolg und das Wohlergehen der Kinder erscheint – nicht nur in der Gruppe derjenigen, die der Diversität im Quartier eher ambivalent gegenüberstehen, sondern auch bei denjenigen unserer Befragten, die soziale und ethnische Diversität im Quartier eindeutig positiv wertschätzen.

Die bisherigen empirischen Befunde insbesondere aus Großbritannien legen die Interpretation nahe, dass bildungsbewusste Mittelschicht Haushalte, die in ein sozial gemischtes Gebiet ziehen, entweder aus dem staatlichen Bildungssystem flüchten oder eine geeignete Schule außerhalb des Quartiers suchen, wenn die Schulen im Quartier (und insbesondere die soziale Mischung an den Schulen) nicht den Erwartungen der Eltern entsprechen (Ball u. a., 2004). In unserer Untersuchungsgruppe gibt es nur wenige Anzeichen dafür, dass die befragten Eltern die Kitas und Grundschulen im Stadtteil meiden und die Kinder in Einrichtungen außerhalb des Stadtteils unterbringen. Die Qualität der Bildungseinrichtungen im Stadtteil scheint für die meisten Eltern akzeptabel. Allerdings gibt es sehr differenzierte Einschätzungen zur sozialen oder ethnischen Diversität an den Schulen, die die Wahl der Schule innerhalb des Stadtteils beeinflussen. Von einigen Interviewpartnern werden Schulen mit hohem Migrantanteil explizit gemieden:

„Das waren dann irgendwie 25 Kinder in der Klasse und nur fünf sprachen Deutsch. Also, das ist auch schon passiert. Und – das darf man ja immer irgendwie nicht laut sagen, weil das dann politisch unkorrekt ist – aber natürlich denkt man dann so, erst mal für sein Kind so: ‚Ja, jetzt, was nützt uns der ganze Akademiker-Hintergrund, wenn – wenn quasi kaum Unterricht möglich ist, weil – weil man sich irgendwie auf ‚ne Sprache einigen muss‘, – ne?‘“ (Nina)

„Deswegen wollte ich auch die Grundschule für meine Tochter nehmen, die mehr in die Richtung liegt, als die [Schulname anderer Schule] [mit hoher ethnischer Diversität, SW/HH] und solche Sachen spielen dann für mich doch eine Rolle.“ (Dagmar)

Die Wahl der „richtigen“ Kita ist den Befragten zumeist sehr wichtig. Um eigene Struktur- und Wertvorstellungen bestmöglich in der Einrichtung widergespiegelt zu sehen, engagieren sich einige Eltern sehr aktiv in der Gründung oder Ausgestaltung lokaler Elterninitiativen wie die folgende Äußerung von Nina zeigt:

„Ich wollte halt mein Kind nicht in so eine Fünfzehn-Kinder-Zwei-Erzieherinnen-Gruppe geben und deswegen haben wir eine kleine Kindertagesstätte mit zehn Kindern gegründet [...] also dann konnte man dann ja halt darüber steuern, was für Erzieherinnen man einstellt. [...] und ich kann mir das halt nicht vorstellen, irgendwie mein Kind in so einen städtischen oder kirchlichen Kindergarten [zu geben] Da gebe ich eher meinen Job auf, als dass ich mein Kind da lasse.“

Die Wahl der jeweiligen vorschulischen Einrichtung prägt vielfach auch längerfristig die Bildungswege der Kinder. In der Kita bilden sich Freundschaften, werden Informationen über die „richtige“ Schule ausgetauscht und Strategien diskutiert, die einen Platz an begehrten Schulen sichern:

„als dann hier jetzt Anmeldung war, da wurde natürlich auch diskutiert oder erzählt, wer geht wo hin und meldet sein Kind wo an und dann gibt es dann immer diese Diskussion: Meldet man sein Kind in der Waldorfschule an oder nicht. Da wird viel drüber gesprochen [...] wie man da in welche Schule kommt und was man machen muss, um halt auf eine andere Grundschule kommen zu können.“

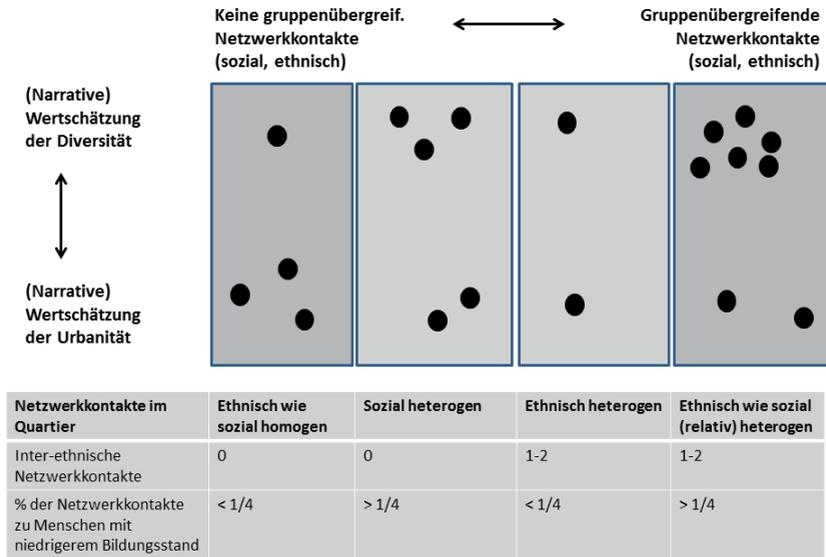
Untersuchungen für die Niederlande bestätigen diese Befunde, zeigen aber auch auf, dass eine Gruppe von Eltern mit niedrigem ökonomischen, aber hohem kulturellen Kapital sich zum Teil auch bewusst für sozial gemischte Schulen entscheidet (Boterman, 2013:1143). Dies wird auch in unserem Sample deutlich. Die Interviewpartnerin Gina sieht für ihre eigenen Kinder einen deutlichen Vorteil darin, nicht nur mit ethnischer, sondern auch mit sozialer Heterogenität aufzuwachsen. Sie selbst hat über mehrere Jahre im außereuropäischen Ausland gelebt und weiß die Erfahrungen von Differenz auch als soziale Kompetenz und kulturelle Ressource zu schätzen:

„Aber ich finde, gemischt und auch altersgemischt am besten. Finde ich einfach einen netteren Ansatz für die Kinder, weil das einfach das Leben ist. Wenn man gleich

in der Schule anfängt mit dieser Klassengesellschaft [...] und dann vergleicht man sich und ‚ich bin besser, nein du‘ und das finde ich halt Murks. Das ist weder später im Beruf irgendwie hilfreich noch – also es ist überhaupt nicht hilfreich. Es geht halt irgendwie am Leben vorbei, finde ich.“

### ***Homogenität oder Diversität der sozialen Netzwerkkontakte***

Die Analyse der Netzwerkkontakte der Befragten zeigt eine deutliche Spanne von homogenen bis hin zu gruppenübergreifenden Kontakten. So zeigt Abbildung 1 ein sozial wie ethnisch homogenes Netzwerk einer Befragten im Vergleich zu einem deutlich heterogenerem Netzwerk einer weiteren Befragten. Allerdings muss hier ergänzt werden, dass die Anzahl der gruppenübergreifenden Kontakte der Befragten, gemessen an der Bevölkerungszusammensetzung in den untersuchten Stadtteilen, niedrig ist. Kein/e Befragte/r hatte zum Beispiel mehr als zwei inter-ethnische Netzwerkkontakte im Stadtteil (von durchschnittlich 12 Netzwerk-Kontakten), während mehr als ein Drittel der Bevölkerung in den Stadtteilen nicht-deutscher Herkunft ist. Deutlich wird in Abbildung 1 am Beispiel der zwei Befragten, dass sich ein wesentlicher Anteil der regelmäßigen Kontakte und Unterstützungsleistungen im Quartier lokalisiert. Es zeigt sich aber auch, dass die räumliche Nähe nur begrenzt zur sozialen Interaktion mit anderen sozialen Gruppen beiträgt.

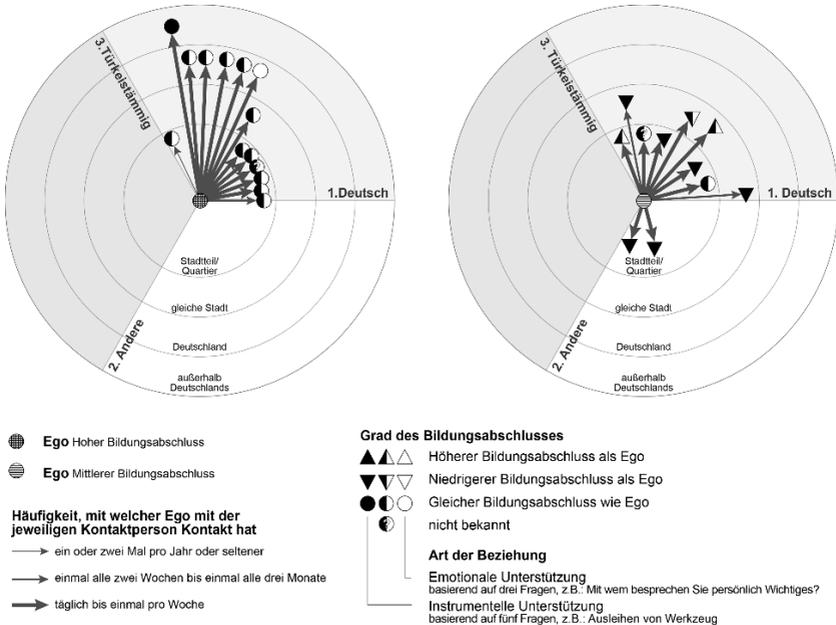


**Abbildung 1** Ein sozial wie ethnisch homogenes Netzwerk (links, Karola) im Vergleich mit einem deutlich heterogenerem Netzwerk (rechts, Margret). Quelle: Eigene Darstellung.

Anmerkung: Bei dieser Netzwerkdarstellung stehen die Befragten (= Ego) im Mittelpunkt. Die räumliche Verortung der Netzwerkkontakte lässt sich an den konzentrisch aufgebauten Kreisen ablesen; die Netzwerkkontakte der Befragten im Stadtteil sind im innersten Kreis dargestellt. Die Teilung in drei Segmente unterscheidet zwischen Netzwerkkontakten zu Deutschen, Türkeistämmigen oder Kontaktpersonen anderer Herkunft.

In unserer Auswertung ergänzten wir die Informationen aus der sozialen Netzwerkanalyse mit den Informationen aus den qualitativen Teilen des Interviews zur Wohnstandortentscheidung. Die folgende Abbildung 2 ordnet die Befragten entlang von zwei Kriterien. Basierend auf den Informationen aus der sozialen Netzwerkanalyse wurden die Befragten von links nach rechts gemäß ihrer gruppenübergreifenden Netzwerkkontakte angeordnet. Links finden sich die Befragten mit keinen oder nur sehr wenigen Gruppen übergreifenden Netzwerkkontakten; rechts diejenigen mit mehreren Gruppen übergreifenden Netzwerkkontakten. Basierend auf den Informationen aus den qualitativen, offenen Fragen wurden die Befragten zudem vertikal positioniert: In der Grafik oben sind diejenigen Befragten platziert, die in den Interviews die soziale Diversität als ein positives Charakteristikum des

Stadtteils erwähnt. In der Grafik am unteren Rand finden sich die Befragten, die diese soziale Diversität eher ambivalent betrachteten und/oder andere Merkmale des Stadtteils, wie die Erreichbarkeit oder die Infrastrukturausstattung, als entscheidenden Wohnstandortvorteil ansahen.



**Abbildung 2** Die Positionierung der befragten Personen in Familienhaushalten hinsichtlich ihrer Wertschätzung von Diversität / Urbanität (vertikale Achse) und hinsichtlich ihrer gruppenübergreifenden Netzwerkkontakte. Die Befragten oben rechts bezeichnen wir als „Diversitätssucher“ (dazu zählen Margret, Gina, Helen, Nina, Georg, Anna) die Befragten unten links als „Urbanitätssucher“ (Elisabeth, Teresa, Karola). Quelle: Eigene Darstellung

Die Abbildung zeigt, dass nicht alle, die soziale Diversität im Stadtteil schätzen, auch in der Tat im Quartier mit sozial unterschiedlichen Personen in ihrem Netzwerk interagieren. Auf diese Diskrepanz zwischen einer verbalen Wertschätzung von sozialer Diversität einerseits, und der Ausprägung von Netzwerkstrukturen und täglichen Routinen andererseits, verweisen eine Reihe von Studien. So kommen Blokland und van Eijk (2010) in ihrer Studie in einem gemischten Innen-

stadtviertel in Rotterdam zu dem Schluss, dass auch jene Haushalte, die in diesem Viertel aufgrund seiner Vielfalt leben, ziemlich homogene soziale Netzwerke aufweisen. Trotz des Zusammenlebens mit anderen sozialen Gruppen bewegen sich Mittelschichthaushalte in Netzwerken „divided by class, ethnicity and level of education“ (Blokland/van Eijk, 2010:328).

### ***Diversitätssucher und Urbanitätssucher***

Auf der Grundlage dieser Ergebnisse unterscheiden wir Diversitätssucher und Urbanitätssucher als zwei besonders kontrastierende Gruppen (vgl. Abb. 2). Als Urbanitätssucher bezeichnen wir diejenigen, die Diversität weder verbal (in den offenen Teilen des Interviews) wertschätzen, noch sozial oder ethnisch diverse Netzwerkkontakte im Quartier aufweisen (in der Grafik unten links positioniert). Als Diversitätssucher definieren wir die Gruppe derjenigen, die in den narrativen Teilen des Interviews die Diversität im Stadtteil als einen Wohnstandortvorteil benannten und die zugleich sozial und ethnisch heterogene Kontakte im Quartier in ihrem Netzwerk aufweisen (in der Grafik oben rechts positioniert).

Seit den Anfängen der Stadtsoziologie wird Urbanität immer untrennbar mit Heterogenität, der Präsenz unterschiedlicher sozialer Welten und somit Diversität verbunden, so dass die Bezeichnung „Urbanitätssucher“ näher erläutert werden muss. Urbanitätssucher in unserem Sample suchen nach einem homogenen Lebensumfeld vor einer heterogenen Kulisse. Diese Suche nach Homogenität geht nur bedingt mit der Toleranz für andere Lebensstile oder für soziale Außenseitergruppen einher. Der vietnamesische Imbiss und der türkische Gemüsehändler bereichern die Infrastruktur, aber eine Diversität, die den eigenen Interessen entgegenläuft, wird kritisch wahrgenommen und aus dem eigenen Lebensalltag ausgegrenzt. Dies wird bei der Definition von „guten“ und „schlechten“ Ecken im Stadtteil ebenso deutlich wie in der Akzeptanz anderer Lebensstile und/oder sozialer Randgruppen. Urbanitätssucher präferieren eine um die (nicht-konsumierbare) Diversität entleerte Urbanität.

Aus der Literatur sind die Gründe bekannt, die für die innerstädtische Standortwahl von Familienhaushalten sprechen: Gleichberechtigte Karrieren lassen sich im innerstädtischen Umfeld am besten organisieren, deshalb sind die Verfügbarkeit und die Qualität der Kindertageseinrichtungen sowie gute ÖPNV-Anbindungen bzw. Fuß- und Fahrradbindung und ein vielfältiges Einkaufs- und Dienstleistungsangebot wichtig (Häußermann u. a., 2008: 370ff.). Zugleich hilft die Nähe zu sozial ähnlichen Bevölkerungsgruppen bei der Alltagsorganisation und der Vereinbarkeit von Familie und Beruf; so können über ein entsprechendes

Netzwerk Stresssituationen, z. B. bei ungeplant längeren Arbeitszeiten die Abholung aus der Kindertagesstätte, organisiert werden. Dies konnten wir auch in unserem Sample beobachten. So berichtet die 39-jährige Johanna (2 Kinder, seit 4 Jahren in Linden-Nord) von der Bedeutung, die die Unterstützung aus dem nachbarschaftlichen Umfeld für ihre Alltagsorganisation habe:

„Ich hatte das neulich auch, da wollte eigentlich M. [der Sohn] im Kinderladen schlafen und dann hat er irgendwann angerufen und gesagt, ich solle ihn abholen und dann kann man einfach irgend jemanden anrufen, der setzt sich mal kurz 20 Minuten hier in die Wohnung, dass man das andere Kind abholen kann. Das funktioniert gut, das ist echt eine ganz gut, [das ist eine] funktionierende Hausgemeinschaft“.

Netzwerkkontakte zu sozial homogenen Familien mit ähnlichen Werten und Einstellungen und ähnlichem kulturellen Kapital, ermöglichen Mittelschichtseltern die Alltagsorganisation, weil die Kinder guten Gewissens in andere Obhut gegeben werden können. Regelmäßige Kontakte und Unterstützungsleistungen (zu sozial homogenen Haushalten) konzentrieren sich innerhalb des Quartiers auf das unmittelbare Wohnumfeld; in sehr ausgeprägter Form findet sich dies bei eigen-initiierten Wohnprojekten.

Unsere Untersuchung zeigt die Bedeutung der vorschulischen Einrichtungen im Stadtteil für den gelebten Umgang mit Heterogenität auf, denn hier werden Netzwerke geknüpft und Informationen ausgetauscht, die auch die weitere Schulwahl beeinflussen. Einige unserer Interviewpartner haben eine aktive Rolle in einer lokalen Elterninitiative; teils wird aus der Notwendigkeit, einen Betreuungsplatz zu finden, eine eigene Elterninitiative ins Leben gerufen. Eine zentrale Motivation für das Engagement ist darüber hinaus das Bedürfnis, bestimmte Standards bei der Kinderbetreuung gewährleistet zu sehen sowie die soziale Zusammensetzung, Formen der Kommunikation und die soziale Atmosphäre mit zu beeinflussen. Wenn beide Eltern hoch qualifiziert sind und in gleichem Maße berufliche Karrieren anstreben, ist eine gesicherte Kinderbetreuung und die Unterstützung durch soziale Netzwerke, wie bereits oben beschrieben, eine wichtige Ausgangsvoraussetzung. Elterninitiativen helfen den Alltag zu organisieren. Sie können zugleich aber wie ein Katalysator wirken, der soziale Homogenität verstärkt. Anders argumentiert, vereinfacht die selektive Wahl bestimmter Institutionen im Stadtteil auch die Statussicherung der Mittelschicht.

In der Gruppe der Diversitätssucher ist die Suche nach einem homogenen Lebensumfeld in der Heterogenität des Quartiers geringer ausgeprägt. Die Suche nach einem „toleranten“ Quartier beinhaltet neben der Freiheit „das eigene Leben zu leben“ hier auch die Wertschätzung der Offenheit und Toleranz für andere Le-

bensstile, durch die sich die beiden Stadtteile (noch) auszeichnen. Auch für die eigenen Kinder wird das Leben in einem heterogenen Stadtteil und der alltägliche Umgang mit anderen Kulturen teils explizit als Chance begriffen, wie das folgende Zitat von Margret (35 Jahre, 1 Kind, seit 13 Jahren in Linden-Nord wohnend) verdeutlicht:

„Weil mein Kind lernt, mit schwarzen Kindern zusammen zu sein, mit türkischen Kindern, mit weiß ich nicht was. [...] Und das finde ich halt schon wichtig, dass er lernt, es gibt solche und solche Leute. Und auch dass er negative Erfahrungen macht, weil die wird er irgendwann machen [...]“

Eine Auswertung der Netzwerkkontakte zeigt, dass sich ein wesentlicher Anteil der regelmäßigen Kontakte und gruppenübergreifenden Unterstützungsleistungen von Diversitätssuchern im Quartier lokalisiert, und hier auf das unmittelbare Wohnumfeld konzentriert (siehe dazu auch Abbildung 1 rechts). Die Unterstützungsleistungen zu Haushalten anderer sozialer Lage sind überwiegend instrumenteller Art und umfassen das Ausleihen von Werkzeug oder anderen Haushaltsgegenständen, reichen aber, auf der Basis regelmäßiger Kontakte und der darüber entstandenen Vertrauensbasis, bis hin zur gegenseitigen Betreuung der Kinder.

Die von den Interviewten benannten Kontakte und ihre positive Wahrnehmung von Diversität im Stadtteil als einem Potenzial für das Aufwachsen der eigenen Kinder führen nicht unbedingt oder automatisch zur bewussten Entscheidung für eine sozial oder ethnisch diverse Schule – kann dies aber bewirken, wenn Schule und Schulkonzept den Eindruck vermitteln, erfolgreich mit Diversität umzugehen. Das Zitat von Georg spiegelt dies wider.

„[...] also [an der xy-Schule] ist [Name der Tochter] eben, das ist ja auch gerade der Mercedes unter den Schulen in Hannover, das ist ein ganz neues Konzept denn früher [...] waren über 80% Migrationshintergrund bei den Kindern und es haben einfach die Deutschen nicht mehr ihre Kinder auf diese Schule schicken wollen, die haben alle möglichen Tricks und Kniffe versucht, um da die nicht anmelden zu müssen [...] und dann gab es ein neues Schulkonzept [...] mit pädagogischer Betreuung in den Ferien, wo die gleichen Kräfte zum Einsatz kommen wie in der Alltagsbetreuung nach der Schule, also das ist jetzt so ein bis 15 Uhr Kompletmodell. Und solche Sachen, das ist nicht nur nah, sondern auch sehr schön vom Konzept her.“

Die Urbanitätssucher in unserem Untersuchungssample haben im Vergleich zu den Diversitätssuchern ein höheres ökonomisches Kapital und wohnen eher im Eigentum als zur Miete. Urbanitätssucher unterscheiden sich von den Diversitätssuchern auch in der Einschätzung der Entwicklung des Quartiers und des allgegenwärtigen

Diskurses der Gentrifizierung. Die Urbanitätssucher unter unseren Befragten stehen der Gentrifizierung des Quartiers relativ neutral gegenüber. Sie sehen teilweise auch Vorteile in der Entwicklung, weil dadurch sozial homogene, kaufkräftige Mittelschichthaushalte zuziehen, sich das Wohnumfeld verbessert und neue, kleine und schickere Läden etablieren. Teresa (43 Jahre, 2 Kinder) wohnt seit drei Jahren in Eigentum in Linden-Nord und berichtet von Mietsteigerungen, antizipiert aber auch positive Auswirkungen der Aufwertung im Quartier:

„Also wie ich das wirklich empfinde, weiß ich gar nicht so richtig ... [es wird] dann anscheinend wirklich so luxussaniert, dass es horrende Mieten sind. Und wenn man irgendwie Linden Mitte guckt, da sind immer mehr so ein bisschen Schickiläden oder [...] Selbstgenähtes, tolle Klamotten und ich glaube, dass zieht so weiter hier nach Linden-Nord.“

Für die Urbanitätssucher in unserem Sample vergrößern sich durch den Zuzug von Mittelschichthaushalten die Standortvorteile, weil überwiegend statusähnliche Haushalte mit ähnlichen Werteorientierungen zuziehen. Hingegen stehen die Diversitätssucher der Entwicklung der letzten Jahre eher skeptisch oder besorgt gegenüber. Sie verweisen auf die steigenden Mieten und die zunehmende Knappheit an bezahlbarem Wohnraum für Familien. Darüber hinaus wird in den Interviews auch auf indirekte (symbolische) Verdrängungseffekte in der Nutzung des öffentlichen Raums und der Infrastruktur verwiesen, etwa weil man sich auf bestimmten Spielplätzen, wenn das Kind nicht in Markenkleidung gekleidet ist, deplatziert fühlt, oder weil man bestimmte Kinderläden nicht in Betracht zieht, wenn diese von überwiegend kaufkräftiger Klientel genutzt werden.

Am kritischsten gegenüber der Gentrifizierung sind die Diversitätssucher mit der längsten Wohndauer im Quartier. Diese als junge Kreative mit geringen ökonomischen Ressourcen noch vor Beginn der Aufwertung Zugezogenen werden in der Literatur zu den Gentrifizierungsphasen als die sogenannten „Pioniere“ bezeichnet (Ley, 1996). Allerdings ist die Wohndauer nicht das allein aussagekräftige Kriterium für die Ablehnung von Gentrifizierungsprozessen. Unter den Diversitätssuchern, die die Gentrifizierung des Quartiers kritisch betrachten, gibt es auch diejenigen, die erst seit ein oder zwei Jahren im Quartier wohnen und ihre eigene Rolle in der Aufwärtsentwicklung des Quartiers kritisch reflektieren. Während oftmals argumentiert wird, dass vorwiegend die ehemaligen Pioniere der Gentrifizierung den nachfolgenden Mittelschichthaushalten gegenüber kritisch eingestellt sind (Ley, 1996), sehen wir eher Belege für die Thesen von Brown-Saracino (2009), die auch unter den neu Zuziehenden eine spezifische Gruppe (die sogenannten „social preservationists“) identifiziert, die die Authentizität eines Ortes zu erhalten

versucht. Die Gruppe der Diversitätssucher setzt sich also sowohl aus Pionieren als auch aus erst kürzlich hinzugezogenen Mittelschichthaushalten zusammen. Sie unterscheiden sich von den Urbanitätssuchern in ihrem geringeren ökonomischen Kapital und der Wohnungssituation (zumeist Mietwohnung). In einigen Interviews wird deutlich, dass nicht unbedingt ein hochbezahlter Job die wichtigste Rolle im Leben spielt, sondern auch beispielsweise ehrenamtliches Engagement, so wie beim 40-jährigen Georg, der seit 21 Jahren in Linden-Nord wohnt

„Ich habe ja im Prinzip immer meine Karriere vernachlässigt, ist auch egal, also ehrenamtliches Engagement [...] [mache ich] vielleicht eher zu viel als zu wenig“

Auch wenn die Milieuforschung nicht den Analyserahmen für unsere Untersuchung darstellte, wird über die Charakterisierung unserer beiden Mittelschichtgruppen deren Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Milieus, wie sie auf der Grundlage von sozialer Lage, Lebensstilen und Werten beschrieben werden, deutlich (Schipperges, 2010).

Auf der Suche nach den Orten im Quartier, die – jenseits von Schulen und vorschulischen Einrichtungen – soziale Interaktion zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen durch Begegnungen, Alltagskontakte und Routinen ermöglichen, den sogenannten „third places“ (Oldenburg und Brisset, 1982) oder den Orten für „meaningful contacts“ (Valentine, 2008), analysierten wir die Nutzung von Infrastruktur im Quartier durch die Befragten. Wir fragten nach der Art und Frequenz der Nutzung von z. B. Spielplätzen, Parks, Cafés, Marktplätzen und Geschäften. Ein Großteil der Befragten berichtet von den wiederkehrenden Begegnungen mit Personen, die sie an verschiedenen Orten im Quartier wiedertreffen und die damit zur Vertrautheit im Quartier beitragen. Die Infrastrukturen vor Ort, im Quartier, werden von Diversitätssuchern wie auch Urbanitätssuchern genutzt – allerdings wählen und handeln die befragten Mittelschichthaushalte in der Nutzung der Infrastrukturen sehr selektiv. Dennoch ist, im Vergleich zu Untersuchungen aus dem anglo-amerikanischen Raum, keine allgemeine Tendenz zur strukturellen oder systematischen „Privatisierung“ oder ein genereller Rückzug aus dem öffentlichen Raum unter unseren Befragten feststellbar. Neben den Kontakten im unmittelbaren Wohnumfeld scheinen insbesondere Spielplätze ein gewisses Potential für gruppenübergreifende Kontakte zu bieten. Hier kommt es zu Kontakten zwischen sich zunächst unbekanntem Personen und dem Austausch von Informationen zwischen Familienhaushalten, manchmal auch über soziale Grenzen hinweg. Insbesondere kinderbezogene Informationen werden ausgetauscht, dies umfasst Tipps zur Alltagsgestaltung bis hin zu Informationen zur Qualität von Bildungseinrichtungen

im Quartier. So berichtet Gina von wiederkehrenden Begegnungen im Wohnumfeld, die zu Gesprächen führen:

„[...] und dann trifft man sich halt auch tatsächlich auf dem Spielplatz oft. Dann so Fragen, wie Einschulung und die haben halt hier die Kinder schon in der Schule und da kann man sich auch – da hat man Themen, über die man sich unterhalten kann.“

---

## Schlussfolgerungen

Auf der Grundlage von qualitativen Interviews und sozialen Netzwerkanalysen haben wir in diesem Artikel zwei Mittelschichtgruppen beschrieben, die sich in ihren Alltagspraktiken und Präferenzen unterscheiden: Urbanitätssucher und Diversitätssucher. Wir fassen hier zunächst die wesentlichen Ergebnisse zu den beiden Gruppen zusammen und verweisen auf Analogien oder Widersprüche zum Stand der Literatur, bevor wir den daraus entstehenden Forschungsbedarf benennen und erste Schlussfolgerungen für die Praxis ableiten.

Auf der einen Seite bestätigen unsere Erkenntnisse insbesondere zu der Gruppe der Urbanitätssucher frühere Untersuchungen zu den Mustern der Grenzziehung von Mittelschichthaushalten in gemischten Quartieren (Savage u. a., 2005; Butler/Robson, 2003). Urbanitätssucher haben ein hohes soziales, wirtschaftliches und kulturelles Kapital. Sie schätzen den urbanen Lifestyle; ihre Routinen und Alltagspraktiken weisen aber auf von anderen (benachteiligten) Bevölkerungsgruppen getrennte soziale Räume hin. Der Ressourcenaustausch findet vorwiegend oder ausschließlich mit sozial homogenen Personen(gruppen) statt. Vor einer Kulisse der Diversität im Stadtteil gewinnt die Präsenz von „Personen ähnlicher sozialer Lage“ an Bedeutung. Mittelschichthaushalte, die durch den Typus der „Urbanitätssucher“ repräsentiert werden, suchen nach urbanen Quartieren, die per se auch immer eine gewisse Heterogenität aufweisen. Während allerdings kulturelle Diversität durchaus geschätzt wird solange sie einfach „konsumierbar“ ist, wird soziale Diversität in der unmittelbaren Nachbarschaft oder in der Schule leicht als problematisch empfunden und in der alltäglichen Interaktion ausgegrenzt.

Im Sample der Befragten fanden sich nur wenige Anzeichen für eine geringe emotionale Verbundenheit mit dem Stadtteil, wie von verschiedenen Autoren (Pinkster u. a., 2014; Atkinson/Kintrea, 2000) im niederländischen und britischen Kontext in benachteiligten Quartieren beobachtet. Es gibt auch nur geringe Anzeichen dafür, dass Infrastrukturen oder soziale Netzwerke bevorzugt außerhalb des Stadtteils aufgesucht bzw. gepflegt werden, wie dies Studien insbesondere aus Großbritannien vermuten lassen könnten. Die befragten Haushalte nutzen regel-

mäßig die lokale Infrastruktur, beziehungsweise bestimmte lokale Institutionen. Die Möglichkeit, Elterninitiativen zu gründen und die Stadtteilinfrastruktur dadurch an die eigenen Bedürfnisse anzupassen, verringert die Notwendigkeit, Infrastruktur außerhalb des Stadtteils zu nutzen. Die Ergebnisse verdeutlichen somit, wie ortsspezifisch unterschiedlich die (Kompensations-)Strategien im Umgang mit sozialer Diversität sind.

Das Ziel unserer explorativen Studie war es, neben einer Analyse der Urbanitätssuchenden insbesondere auch die Charakteristika von Familienhaushalten zu beschreiben, die inter-soziale und inter-ethnische Kontakte und Ressourcentransfer aufweisen. Diese Diversitätssucher sind – im Vergleich zu den Urbanitätssuchern – in eher prekären wirtschaftlichen Positionen tätig oder befinden sich noch am Anfang ihrer beruflichen Karriere. Die Interviews legen den Schluss nahe, dass einige dieser Haushalte auch perspektivisch diesen Lebensstil beibehalten möchten und ein hochbezahlter Job nicht die erste Priorität darstellt. In der Gruppe der Diversitätssucher finden sich sowohl langjährige Bewohnerinnen und Bewohner als auch Familienhaushalte, die erst jüngst zugezogen sind. Somit ist es nicht in erster Linie die Wohndauer, die uns Aufschluss über die soziale Interaktion oder die soziale Grenzziehung von Mittelschichthaushalten gibt. Wir finden keine Anzeichen dafür, dass etwa die sogenannten „Pioniere“ der Gentrifizierung ein sozial oder ethnisch diverseres Netzwerk aufweisen als die später nachfolgenden und erst jüngst in den Stadtteil gezogenen Familienhaushalte. Es sind vielmehr Lebensstil und Werte, die die Ausprägungen der sozialen Interaktion bestimmen.

Unsere Forschung weist auf eine Reihe von methodischen Fragestellungen und weitere inhaltliche Forschungsfragen hin. Um den Ressourcentransfer in der Nachbarschaft zu analysieren, ist ein Blick auf den Ressourcentransfer jenseits der sozialen Netzwerke notwendig. Beiläufige Kontakte sind im Vergleich zu Netzwerkkontakten in geringerem Maße sozial vorstrukturiert. Vor diesem Hintergrund kann ein besonderes Potenzial für soziale Grenzen überschreitende Ressourcentransfers in den „flüchtigen“ Kontakten vermutet werden. Die Frage, welche Bedeutung diesen flüchtigen Kontakten für soziale Lerneffekte und Ressourcentransfer in lokalen Kontexten zukommt, ist bislang wenig erforscht. Unsere ersten Ergebnisse verweisen darauf, dass kinderbezogene Orte und Institutionen im Stadtteil, wie Spielplätze, Elterninitiativen und Schulen, sehr unterschiedliche interne Routinen und ein unterschiedliches Potenzial für Kontakte und Beziehungen zwischen Haushalten mit unterschiedlichem sozialen Status aufweisen. Wie sich über diese „foci“ Mechanismen zur Grenzziehung oder zur Brückenbildung zwischen Haushalten mit unterschiedlichem sozialem Status im Stadtteil herausbilden oder verstärken, wird in einem Nachfolgeprojekt noch näher analysiert.

Durch den Zuzug von ressourcenstarken Mittelschichthaushalten, die Eigentum im Stadtteil erwerben können, werden tendenziell gerade diejenigen Haushalte von Verdrängung gefährdet, die hohes kulturelles und soziales, aber niedriges ökonomisches Kapital haben. Letztere bilden in unserem Sample aber gerade die Mehrheit derer, die Diversität nicht nur symbolisch wertschätzen, sondern in der Tat auch diverse Netzwerkstrukturen aufweisen. Veränderungen der Handelsstruktur und Preissteigerungen auf dem Wohnungsmarkt durch den Zuzug ressourcenstarker Haushalte, die innerhalb des Stadtteils überwiegend homogene Gemeinschaften suchen und entwickeln, bewirken, dass das lokal spezifische Kapital des Stadtteils, das sich in der Diversität, Offenheit und Lebendigkeit des Ortes zeigt, im Laufe der Entwicklung verlorenght oder an Substanz verliert. Der Zuzug von ressourcenstarken Haushalten in innerstädtische Quartiere kann das negative Image eines vormals benachteiligten Quartiers zwar beeinflussen und Infrastruktur und Wohnumfeld vor Ort verbessern, führt aber letztendlich auch zur Ausgrenzung, Stigmatisierung und Verdrängung von alteingesessenen, ressourcenschwächeren Haushalten.

Mit Blick auf den Nutzen und die Wirkungen sozialer Mischung(-skonzepte) lässt sich aus den Ergebnissen ableiten, dass für eine soziale Interaktion zwischen Haushalten unterschiedlicher sozialer Lage der Fokus von der Stadtteilebene stärker hin zur Ebene der lokalen Institutionen und Orte in der Nachbarschaft gerichtet werden muss. Auf dieser sehr kleinräumigen Ebene wird der Umgang mit sozialer Diversität als alltäglicher Aushandlungsprozess im Quartier ausgestaltet und geformt. Orte der Interaktion auf der Ebene der unmittelbaren Wohnumgebung sollten stärker in das Bewusstsein von städtischer Politik rücken und deren Ausgestaltung zur Förderung gruppenübergreifender Kontakte auch aktiv begleitet werden. Den frühkindlichen Einrichtungen und Schulen im Quartier kommt in diesem Aushandlungsprozess eine große Rolle zu. Unsere Ergebnisse zeigen, dass der Umgang mit Diversität in den frühkindlichen Betreuungseinrichtungen sehr unterschiedlich gelebt und eingeübt wird; hier bilden sich aber bereits Weichenstellungen, die die soziale Homogenität oder Heterogenität an den Grundschulen beeinflussen. Für die gelebte Diversität im Quartier sollten diese Einrichtungen deshalb stärker in das Blickfeld städtischer Politik rücken. Es gibt gute Beispiele dafür wie sich Schulen ihrem Umfeld öffnen und Lernprozesse im Umgang mit Diversität fördern; diese guten Beispiele gilt es zu stärken und auch die frühkindlichen Einrichtungen miteinzubeziehen.

## Anmerkung

Der vorliegende Beitrag stellt eine Überarbeitung und Erweiterung einer englischsprachigen Erstveröffentlichung dar: WECK, Sabine; HANHÖRSTER, Heike (2014): Seeking Urbanity or Seeking Diversity? Middle-class Family Households in a Mixed Neighbourhood in Germany. In: *Journal of Housing and the Built Environment*. Online: doi: 10.1007/s10901-014-9425-2 (Letzter Aufruf: 24.10.2014)

---

## Literatur

- ALLPORT, Gordon W. (1954): *The Nature of Prejudice*. Reading, MA
- ANDREOTTI, Alberta; LE GALÈS, Patrick; MORENO FUENTES, Francisco Javier (2013): Controlling the Urban Fabric: The Complex Game of Distance and Proximity in European Upper-Middle-Class Residential Strategies. In: *International Journal of Urban and Regional Research*, 37(2), S. 576-597
- ATKINSON, Rowland; KINTREA, Keith (2000): Owner-occupation, social mix and neighbourhood impacts. In: *Policy and Politics*, 28(1): 93-108
- BALL, Stephen J.; VINCENT, Carol; KEMP, Sophie; PIETIKAINEN, Soile (2004). Middle class fractions, childcare and the 'relational' and 'normative' aspects of class practices. In: *The Sociological Review*, 52(4), S. 478-502
- BLOKLAND, Talja; VAN EIJK, Gwen (2010): Do People Who Like Diversity Practice Diversity in Neighbourhood Life? Neighbourhood Use and the Social Networks of 'Diversity-Seekers' in a Mixed Neighbourhood in the Netherlands. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 36(2), S. 313-332
- BLOKLAND, Talja; VAN EIJK, Gwen (2012): Mixture without mating: Partial gentrification in the case of Rotterdam, the Netherlands. In: *Bridge*, Gary; Butler, Tim; Lees, Loretta (Hg.): *Mixed Communities: Gentrification by Stealth*. Bristol, S. 299-318
- BOTERMAN, Willem R. (2013): Dealing with Diversity. Middle-class family households and the issue of 'black' and 'white' schools in Amsterdam. In: *Urban Studies*, 50(6), S. 1130-1147
- BOURDIEU, Pierre (1998): Ortseffekte. In: Göschel, Albrecht; Kirchberg, Volker (Hg.): *Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur*. Opladen, S. 17-25.
- BROWN-SARACINO, Japonica (2009): *A Neighborhood That Never Changes. Gentrification, Social Preservation, and the Search for Authenticity*. Chicago
- BUTLER, Tim (2003): Living in the Bubble: Gentrification and its 'Others' in North London. In: *Urban Studies*, 40(12), S. 2469-2486
- BUTLER, Tim; ROBSON, Garry (2003): *London calling. The Middle Classes and the Re-Making of Inner London*. Oxford/New York
- BUZAR, Stefan; OGDEN, Philip; HALL, Ray; HAASE, Annegret; KABISCH, Sigrun; STEINFUEHRER, Annett (2007): Splintering Urban Populations: Emergent Landscapes of Reurbanisation in Four European Cities. In: *Urban Studies*, 44(4), S. 651-677
- CLAYTON, John (2009): Thinking spatially: towards an everyday understanding of inter-ethnic relations. In: *Social & Cultural Geography*, 10(4), S. 481-498

- FRIEDRICHS, Jürgen (2000): Gentrification. In: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen, S. 57-66.
- GOODSELL, Todd L. (2013): Familification: Family, Neighbourhood Change, and Housing Policy. In: *Housing Studies*, 28(6), S. 845-868
- HÄUSSERMANN, Hartmut; LÄPPLE, Dieter; SIEBEL, Walter (2008): Stadtpolitik. Frankfurt am Main
- HENNIG, Marina (2008): Mit welchem Ziel werden bestehende Netzwerke generiert? In: Stegbauer, Christian (Hg.): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie: Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden, S. 295 -308.
- HOLM, Andrej (2012): Gentrification. In: Eckhardt, Frank. (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden, S. 661-687.
- JACOBS, Jane (1961): *The Death and Life of Great American Cities*. New York
- LEY, David (1996): *The New Middle Class and the Remaking of the Central City*. New York
- MAY, Ruth (2005): Beteiligung und bürgerschaftliches Engagement im Sanierungsprozess – Empirische Befunde am Beispiel Hannover Nordstadt. In: *Jahrbuch Stadterneuerung* 2004/5, S. 33-44
- MARCUSE, Peter (1986): Abandonment, Gentrification, and Displacement. The Linkages in New York City. In: Smith, Neil; Williams, Peter (Hg.): *Gentrification of the City*. London, S. 153-177.
- MÜNCH, Sybille (2010): Integration durch Wohnungspolitik? Wiesbaden
- OLDENBURG, Ramon; BRISSET, Dennis (1982): The Third Place. In: *Qualitative Sociology*, 5(4), S. 265-284
- PINKSTER, Fenne M. (2014): “I Just Live Here”: Everyday Practices of Disaffiliation of Middle-class Households in Disadvantaged Neighbourhoods. In: *Urban Studies*, 51(4), S. 810-826
- PINKSTER, Fenne M.; PERMENTIER, Matthieu; WITTEBROD, Karin (2014): Moving Considerations of Middle-Class Residents in Dutch Disadvantaged Neighbourhoods. Exploring the Relationship between Disorder and Attachment. In: *Environment and Planning A*, Dezember 2014, Jahrgang 46, Heft 12, S. 2898-2914
- SAVAGE, Michael; BAGNALL, Gaynor; LONGHURST, Brian (2005): *Globalization and Belonging*. London
- SCHIPPERGES, Michael (2010): vhw-Milieus 2010. In: *Forum Wohnen und Stadtentwicklung* (6), S. 283-291
- SENNETT, Richard (2008): *The Uses of Disorder. Personal Identity and City Life*. New Haven
- SMALL, Mario Luis (2009): *Unanticipated Gains: Origins of Network Inequality in Everyday Life*. Oxford
- SMETS, Peer; KREUK, Noline (2008): Together or Separate in the Neighbourhood?: Contacts Between Natives and Turks in Amsterdam. In: *The Open Urban Studies Journal*, 1, 35-47
- TISSOT, S. (2011): Of Dogs and Men: The Making of Spatial Boundaries in a Gentrifying Neighborhood, *City & Community* 10 (3), S. 265-284. Online: doi: 10.1111/j.1540-6040.2011.01377.x (letzter Aufruf 01.11.2014)

VALENTINE, Gill (2008): Living with Difference. Reflections on Geographies of Encounter. In: *Progress in Human Geography*, 32(3), S. 323-337. Online: doi: 10.1177/0309133308089372 (Letzter Aufruf: 30.09.2014)